

Artur R. Boelderl, Peter Widmer (Hg.)

Von den Schwierigkeiten, zur Welt zu kommen

Transdisziplinäre Perspektiven auf die Geburt



Psychosozial-Verlag

Artur R. Boelderl, Peter Widmer (Hg.)
Von den Schwierigkeiten, zur Welt zu kommen

Forum Psychosozial

Artur R. Boelderl, Peter Widmer (Hg.)

Von den Schwierigkeiten, zur Welt zu kommen

Transdisziplinäre Perspektiven auf die Geburt

Mit Beiträgen von Dagmar Ambass, Artur R. Boelderl,
Mikel Dufrenne, Annemarie Hamad, Ludwig Janus,
Jacques-Alain Miller, Catherine-Olivia Moser,
Jean-Luc Nancy, Bernhard Schwaiger, Antonia Stulz
und Peter Widmer

Psychosozial-Verlag

Veröffentlicht mit Unterstützung des Lacan Seminar Zürich
und der Fakultät für Kulturwissenschaften
der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2021 Psychosozial-Verlag, Gießen

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Gustave Doré, *Gargantua und Pantagruel* (1854)

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-3098-6 (Print)

ISBN 978-3-8379-7775-2 (E-Book-PDF)

Inhalt

Einleitung	7
<i>Artur R. Boelderl & Peter Widmer</i>	
Anmerkung über die Geburt	15
<i>Mikel Dufrenne</i>	
Über pränatale Glücksfeen und Monster	31
Zwei Fallgeschichten, wie sich pränatale Muster in der Kindertherapie zeigen	
<i>Antonia Stulz</i>	
Die Erlebnisbedeutung von Schwangerschaft und Geburt	51
<i>Ludwig Janus</i>	
Geburtswehen	69
<i>Annemarie Hamad</i>	
Die symbolische Geburt und ihre strukturellen Voraussetzungen	79
Ethnologische und psychoanalytische Betrachtungen	
<i>Dagmar Ambass</i>	
Die postpartale Depression	97
Ein anderer <i>Blick</i> auf die Geburt	
<i>Catherine-Olivia Moser</i>	

Zur Aktualität von Otto Ranks Trauma der Geburt <i>Bernhard Schwaiger</i>	117
Kritische Lektüre der »Familienkomplexe« von Jacques Lacan <i>Jacques-Alain Miller</i>	131
»Il n’y a pas de rapport natal« Warum sich nichts sagt von der Geburt, die sich doch überall zeigt <i>Artur R. Boelderl</i>	161
Die Verhaltung <i>Jean-Luc Nancy</i>	179
»Was arbeiten Sie?« Über die Präsenzen, das Pressieren, die Präsenz der Gegenwart <i>Jean-Luc Nancy im Gespräch mit Artur R. Boelderl</i>	183
Die Geburt ins dritte Leben Ein Erfahrungsbericht <i>Peter Widmer</i>	199

Einleitung

Artur R. Boelderl & Peter Widmer

Drei Geburtstage standen 2017 am Ursprung der Zürcher Tagung »Die Geburt«: Die Zeitschrift *RISS* hatte den 30. Jahrgang erreicht, das Lacan Seminar Zürich bestand seit 20 Jahren, die »Fadenspule« war 10-jährig geworden. Das allein wäre Grund genug für eine Feier gewesen. Dabei wären wohl die Geschichte dieses Trios, seine Funktionen und Perspektiven ins Zentrum der Betrachtung gerückt. Die Initiatorinnen und Initiatoren wollten jedoch ihre Geburtstage zum Anlass nehmen, die Geburt selbst zu thematisieren, ihre Bedeutung für das menschliche Sein, für das Selbstverständnis der Psychoanalyse. Eine Menge von Fragen tauchte auf, deren Bearbeitung danach verlangte, nicht nur psychoanalytische und psychotherapeutische, sondern auch philosophische, medizinische, ethnologische, geschichtliche, sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven miteinzubeziehen.

Es kommt dazu, dass »Geburt« nicht so einfach zu definieren ist, wie es zuerst den Anschein macht. Ihre Mehrdeutigkeit zeigt sich daran, dass nicht nur das Austreten des Babys aus dem Mutterleib gemeint ist – »Geburt« wird auch im übertragenen Sinne verwendet: Die Versprachlichung des Kindes kommt einer zweiten Geburt gleich, einer Geburt des Symbolischen, jedes Werk hat seinen Ursprung und seine Geschichte, die sich mit einer Schwangerschaft vergleichen lassen. Dabei ist festzustellen, dass der rasche, oft allzu rasche Sprung von der »ersten« zur »zweiten« Geburt einen für die Auseinandersetzung mit dem Phänomen neuralgischen Punkt darstellt: Es fällt uns offenbar leichter, uns mit der Geburt als Metapher zu befassen als mit ihr selbst und als solcher, insbesondere mit der jeweils eigenen. Diese Schwierigkeit hat sowohl Gründe in der Sache, dem faktischen Geburtsgeschehen selbst, über das uns die einschlägigen Fachwissenschaften zum Teil aufklären können, als auch solche Gründe, die eher in den psychologischen Bereich weisen und die schon seit der

Anfangszeit der Tiefenpsychologie in deren verschiedenen »Schulen« und Denkrichtungen unterschiedliche Behandlung erfahren.

Besonders brisant sind die Fragen nach dem Vorgeburtlichen: Lange herrschte die Meinung vor, das psychische Leben beginne mit der Geburt. Die Pränatale Psychologie und unzählige therapeutische Erfahrungen zeigen jedoch, dass das mit der Befruchtung der Eizelle beginnende menschliche Leben nicht auf ein rein körperliches Geschehen reduziert werden kann, sondern seelische Dimensionen enthält, die sich später, nachträglich, rückschließen lassen. In diesem Sinne übersteigt das Gedächtnis den Bereich dessen, was später an Erinnerungen bewusst abrufbar ist, bei Weitem. Diese Inkongruenz von Gedächtnis und Erinnerung, die am Geburtsgeschehen ebenso aufscheint wie an dem, was die philosophische Anthropologie im Gefolge der anatomischen Erkenntnisse am Embryo als die »Frühgeburtlichkeit« (»Prämaturation«) des Menschen bezeichnet, liegt der psychoanalytischen Rede vom »Unbewussten« im Allgemeinen und vom »unbewussten Wissen« (in dessen nur scheinbarer Widersprüchlichkeit) im Besonderen zugrunde.

Mit der Entdeckung der kaum zu überschätzenden Bedeutung der pränatalen Zeit bekommt auch die Schwangerschaft eine zuvor nicht gekannte Bedeutung. Die Bedingungen und Umstände, in denen das geschieht, sind äußerst wichtig. Jede Mutter ist während der Schwangerschaft zusätzlichen Einflüssen ausgesetzt: Ihre Beziehung zum Vater des Kindes wird sich verändern, ihre eigene Geschichte wird auf die Schwangerschaft einwirken, in ermutigender oder erschwerender Weise; nebst eigenen Erwartungen wird sie mit Erwartungen ihrer Eltern, ihrer Angehörigen konfrontiert, und – last, but not least – erfährt ihre Weiblichkeit durch die Mutterschaft eine große Veränderung. Ist die Geburt überstanden, das Kind auf der Welt, setzt sich die zuvor intrauterine Beziehung zum Kind auf eine andere Weise fort, denn nun ist ihr Baby sichtbar, berührbar, es hat Ansprüche, welche die Mutter fordern, ihr aber auch eine zuvor nicht gekannte Befriedigung geben.

Angesichts der praktischen Dimensionen in der Mutter-Kind-Beziehung verschwindet philosophisches Fragen nach der Geburt keineswegs. Wie der Tod ist auch die Geburt eine Grenzerfahrung: Was vorher war, bleibt dem Bewusstsein ebenso verschlossen wie das, was nach dem Tod sein wird. Das hat auch mit Sprache zu tun, mit der Versprachlichung des werdenden Kindes zum Subjekt. Was außerhalb ihrer liegt, sperrt sich gegen die Aufnahme in das Wissen – und bildet doch ein Wissen, das sich nicht

weiß. Es kommt dazu, dass die Eindrücke der Sprache in der vorgeburtlichen Zeit noch nicht ein System von Repräsentationen bilden, die vom Fötus empfangenen Laute schreiben sich unmittelbar in den Organismus ein. Dabei kann kaum von einer »semantischen Dimension« gesprochen werden, eher sind es Stimmungen, die ebenso körperlich wie seelisch sind und ebenso zur Mutter wie zum werdenden Kind gehören. Vorgeburtliches vom nachgeburtlichen Sein zu trennen, ist deshalb ein schwieriges Unterfangen und kann jedenfalls nicht längs traditioneller Dichotomien von »vorsprachlich« und »sprachlich«, »körperlich« und »seelisch« erfolgen. Mit Vorsicht lässt sich dagegen der Begriff des Mangels der Geburt zuordnen: Dass der Mensch zu früh zur Welt kommt, macht ihn lange von Gaben der Nahrung, einschließlich der (Mutter-)Sprache, der Pflege, der Zuwendung und Liebe abhängig. Auch die Signifikanten bewirken die Erfahrung eines Mangels: Nicht alles lässt sich sagen; durch die Identifizierung mit dem System der Signifikanten wird das Ich zum Subjekt, das sich selber fraglich wird. Auch ist es den Trieben ausgeliefert, die es abhängig machen. So erleidet es eine psychische Spaltung zwischen Triebwünschen und Freiheit, Einssein und Offensein.

Mit dieser Abhängigkeit ist ein weiterer bedeutsamer Aspekt angesprochen, der sich aus einer unvoreingenommenen Reflexion auf die Geburt ergibt: Sie ist von Anfang an, ja *vor* dem Anfang schon (wenn man die Geburt denn in traditioneller Weise auf den Moment des Auf-die-Welt-Kommens reduzieren wollte) ein *soziales* Geschehen, insofern sie nicht nur *ein* Subjekt involviert – sei es die (werdende) Mutter, sei es das (werdende) Kind –, sondern in eine Gesamtstruktur an gesellschaftlichen Bezügen eingebettet ist. Diese sind zweifelsohne politischer, beispielsweise institutioneller Natur (wo wird das Kind mit wessen Begleitung auf die Welt gebracht?), sie sind aber zugleich immer auch und keineswegs zuletzt sprachlicher Art, und affizieren das Subjekt *in statu nascendi* in signifikanter Weise bis in dessen körperliche und geschlechtliche (Fremd- und Selbst-)Einschreibung: Wie soll »es« denn heißen? Ist es ein Bub oder ein Mädchen oder ...? und so weiter, auf die Formel von Lacans bekannter anekdotischer Frage gebracht: Wo hält der Zug, sind wir in *Hommes* oder in *Dames*?

Dieser gesellschaftliche Subtext der menschlichen Geburt steht bereits am Beginn der abendländischen Philosophie zur Debatte, wo sich – so betrachtet – die erwähnte Mehrdeutigkeit des Geburtsgeschehens zwischen »wirklich« und »übertragen«, »real« und »symbolisch« in Gestalt

einer für die Ideengeschichte nicht unerheblichen Entscheidungsfrage stellt. Diese wird weniger von Sokrates selbst artikuliert, wiewohl bekanntlich Sohn einer Hebamme, als von Platon im *Symposion* anhand der Figur Sokrates in Szene gesetzt, die von der Begegnung mit Diotima berichtet und deren Sichtweise referiert, welche in just dem einen Punkt von der des Sokrates differiert, der hier interessiert: Ist für diesen die »wahre« Geburt aufgrund ihres vermeintlich rein empirischen Status eben nicht die faktische, sondern erst die Geburt im übertragenen Sinn, jene zweite, die über die Schau der Ideen unweigerlich mit dem anderen Ende des Lebens, nämlich dem Tod verknüpft ist, so hält Diotima dem entgegen, dass gerade die Polis, sprich: die Gemeinschaft, die durch generative Bezüge (nicht zwingend genealogische im Sinne der Blutsverwandtschaft, sondern pädagogische, edukative, partizipatorische) charakterisiert ist und ihre Möglichkeitsbedingung in der immer neuen Wiederholung von ganz realen Geburten findet, jenes Aufscheinen des Wahren im Leben über den Tod des Einzelnen hinaus zulässt, dem der Philosoph nur nahezukommen glaubt, indem er sich vom wirklichen Leben entfernt und dafür sogar, wie Sokrates, den Tod nicht nur in Kauf nimmt, sondern im Grunde sucht und begrüßt. Solch thanatologische Lebensfeindlichkeit des Philosophen und a fortiori des von ihm gestifteten philosophischen Diskurses, dass sie sich also beide gleichermaßen gegen den Lebensgrund der Polis richten und dadurch die Jugend verführen und vergiften, mag durchaus, wie Peter Trawny (2007) spekuliert, der eigentliche Grund für das Todesurteil der Athener Richter gewesen sein. Wie zur Frage, ob man sich nun in *Hommes* oder *Dames* befinde, sollte sich die abendländische Ideengeschichte in der Folge auch immer dazu äußern müssen, ob man es mit dem Tod oder mit der Geburt halte (die geschlechtliche Konnotation, die aus der Überblendung der beiden Formulierungen dieser Alternative aufleuchtet, ist im Übrigen keineswegs zufällig), und die Überwindung eines lange Zeit prägenden Verständnisses der Alternative als Dichotomie wird nicht unwesentlich von einer umfassenderen Betrachtung des Phänomens der Geburtlichkeit abhängen.

Zu dieser möchte der vorliegende Band sein Scherflein beitragen: Er geht zwar auf die Zürcher Tagung (20. bis 22. Januar 2017) zurück, dokumentiert sie jedoch nur zum Teil. Das liegt zum einen daran, dass sich nicht alle Referate für einen schriftlichen Beitrag eigneten, zum anderen daran, dass auch andere Autorinnen und Autoren, die an der Tagung nicht anwesend waren oder sein konnten, mitwirken. Außerdem erhielten die

beiden Herausgeber die Autorisierung für Übersetzungen von Texten Mikel Dufrennes, Jacques-Alain Millers und Jean-Luc Nancys.

Damit kommen wir zur kurzen Übersicht über die in diesem Band versammelten Beiträge: *Mikel Dufrenne* (1910–1995) eröffnet mit »Anmerkung über die Geburt« die Beiträge. Er stellt in einer sehr differenzierten Argumentation die Geburt dem Tod gegenüber. Wenn er feststellt, dass es keine Geburt im Allgemeinen, sondern stets das Aufkommen eines einzigartigen Wesens gebe, das bald »ich« sagen werde, so deutet er damit an, dass die Geburt mit der Trennung vom mütterlichen Körper nicht abgeschlossen ist. Der Autor greift hier zur Terminologie von Hegel und Sartre, indem er vom »Für-sich-Sein« spricht. Dieses Für-sich-Sein, das auch ein körperliches ist, öffnet sich auf die Welt hin und erfährt zugleich die anderen, aus denen es hervorgeht, wie auch das Nichts. Der Autor erweist auch der intrauterinen Zeit seine Reverenz, indem er darauf hinweist, dass das werdende Kind monatelang »in der tiefsten Wölbung der Mutter sich darauf vorbereitet, das Licht der Welt zu erblicken«, was wiederum die theologische Frage auslöse, von wann an es beseelt sei.

Zu solch theoretischen Fragen haben die Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten, die sich mit der pränatalen und postpartalen Zeit beschäftigen, Antworten parat: *Antonia Stulz* stellt ihrem Beitrag »Über pränatale Glücksfeen und Monster« ein Zitat von Ronald D. Laing voran, worin dieser behauptet, was den ersten ein oder zwei Zellen widerfahre, vibriere durch alle nachfolgenden Zellgenerationen. Damit wird nicht nur das Gedächtnis bis in die Zeit der Befruchtung zurückverlegt, sondern auch die Trennung von körperlichen und seelischen Eindrücken infrage gestellt. In zwei Fallgeschichten illustriert die Zürcher Therapeutin diese Auffassung.

Ludwig Janus, einer der renommiertesten Psychologen, die sich mit der pränatalen Zeit beschäftigen, seit Langem in Dossenheim (D) tätig, fokussiert seine Ausführungen über »Die Erlebnisbedeutung von Schwangerschaft und Geburt« vor allem auf die Erfahrungen von Kind und Mutter. Diese sind dem Autor zufolge derart weitreichend, dass sogar geschichtliche Phänomene und biografische Besonderheiten damit erhellt, ja, erklärt werden können.

Annemarie Hamads Ausführungen kreisen um die »Geburtswehen«. Auch wenn diese im erweiterten Sinne verstanden werden, haben sie mit dem Realen im Lacan'schen Sinne zu tun, das heißt, sie konfrontieren das körperliche Subjekt mit dem Leben, dem Tod und dem Geschlecht. Welch

große Bedeutung die Beschäftigung mit der Schwangerschaft hat, zeigt die Pariser Analytikerin anhand von zwei Fallvignetten.

Dagmar Ambass stellt in »Die symbolische Geburt und ihre strukturellen Voraussetzungen« ethnologische und psychoanalytische Betrachtungen an: Anhand von zwei ausführlichen Falldarstellungen, die eine aus Südafrika, die andere aus Kamerun, stellt sie unterschiedliche gesellschaftliche Traditionen im Umgang mit Schwangerschaft, Geburt, familiären Strukturen und Erziehung dar. Dabei lehnt sie sich an die Arbeiten des französischen Analytikers und Ethnologen Charles-Henri Pradelles de Latour an, der auch Lacans Diskursmatheme in seine Arbeit miteinbezieht.

Was nach der Geburt geschieht, ist das hauptsächliche Thema von *Catherine-Olivia Moser*, Analytikerin aus Ulm, in ihrem Beitrag »Die postpartale Depression«. Dem Blick kommt dabei eine herausragende Tragweite zu, wobei die Autorin nicht nur davon spricht, wie die Mutter das Kind sieht und was das für es bedeutet, sondern auch, wie das Kind die Mutter sieht und wie sich diese als Angeblickte fühlt. In diese Interaktion fließt die Vorgeschichte ein, die Beziehung zum Vater des Kindes, zu den Eltern und sogar Großeltern der Mutter, auch zu sich selbst. Die Autorin zeigt, wie überzogene Erwartungen zu Depressionen führen können, wobei auch die neue Position der Mutterschaft, die mit der Feminität zu vereinbaren Aufgabe jeder Mutter ist, eine Rolle spielt.

Dass Geburt und Geborenwerden auch in der psychoanalytischen Kur vorkommen, ja, sogar ihren Sinn ausmachen, insofern sie dazu führt, neu geboren zu werden, von der Analytiker-Hebamme mittels der Übertragung zur Welt gebracht zu werden, zeigt *Bernhard Schwaiger* aus Berlin. Sein Beitrag »Zur Aktualität von Otto Ranks *Trauma der Geburt*« beruft sich auf Ranks wirkungsmächtigen Text, der in der Geschichte der Psychoanalyse lange ungnädig aufgenommen wurde, weil er nach Ansicht Freuds und anderer Opponenten das Primat des Ödipuskomplexes, der Orientierung am Vater infrage stelle. Vom Pariser Analytiker Moustapha Safouan, Weggefährte Lacans, erhielt Rank eine Würdigung für sein Werk, auf das sich auch viele Therapeutinnen und Therapeuten der pränatalen Richtung berufen.

Ohne dass dies explizit gesagt wird, stellt *Jacques-Alain Millers* »Kritische Lektüre der »Familienkomplexe« von Jacques Lacan« die Geburt des Lacan'schen Denkens dar; Danièle Gaspard hat diesen Beitrag, der Aufschluss darüber gibt, was sich später am Denken Lacans verändert hat und was konstant geblieben ist, in eine erste deutsche Fassung gebracht, die die Herausgeber zur hier vorgelegten überarbeitet haben.

Mit der in Millers Aufsatz wenn auch ein wenig verklausuliert, so doch recht unzweideutig durchscheinenden These, dass die Geburt des Lacan'schen Denkens auch thematisch an der Auseinandersetzung hängt, die der Autor in seiner Frühzeit mit der Geburt als Phänomen führt, befasst sich auch *Artur R. Boelderl* in seinem Beitrag »*Il n'y a pas de rapport natal*«: Warum sich nichts sagt von der Geburt, die sich doch überall zeigt«. Er thematisiert insbesondere den erwähnten Aspekt der Konstanz dahingehend, ob und was von dieser Auseinandersetzung in welcher Form auch beim späteren Lacan eine Rolle spielt: Ist das berühmte Diktum »Es gibt kein Geschlechtsverhältnis« (*Il n'y a pas de rapport sexuel*) des späteren Lacan in seiner formelhaften Explizitheit geheimes Erbe einer früheren, implizit gebliebenen Beobachtung, die da womöglich *Il n'y pas de rapport natal* (»Es sagt sich nichts von der Geburt«) gelautet hätte?

In welchem Ausmaß sich *Jean-Luc Nancy* mit der Geburt beschäftigt, wird an zwei Beiträgen deutlich, in einem Gespräch »Was arbeiten Sie?« mit *Artur R. Boelderl* und in »Die Verhaltung«, einem Kommentar zu einem Gedichtband der ägyptischen Poetin *Safaa Fathy*, in dem auf eindrückliche Weise das Nicht-Sein und das Noch-Nicht-Sein, die Pränatalität und die Feminität, der Islam und die Politik miteinander in Beziehung gesetzt werden. Dabei durchzieht ein utopischer Zug sein Denken. Literatur und Philosophie sind demzufolge Ausdruck der Suche nach einer Menschlichkeit, die sich weder in der Vergangenheit findet noch in einem zukünftigen Ziel. Dem Autor geht es nicht um das »Sein« (*être*), sondern um das »Geborenwerden« (*naître*), das einem »Kommen-Lassen« entspricht, »das immer mehr und weniger ist als es selbst«. Und *Jean-Luc Nancy* schließt mit den bewegenden Worten, dabei auf das Begehren verweisend: »Wir sind vor und nach der Geburt. Es löst sich ab, man wird gepresst, man ist schon geboren und es ist noch im Kommen – bis zum Sterben, das ist wie als nicht mehr seiend geboren werden«.

Wie die Nähe zum Tod dem (Wieder-)Eintritt ins Leben eine besondere Akzentuierung gibt, zeigt *Peter Widmers* Erfahrungsbericht »Die Geburt ins dritte Leben«, in dem er darlegt, dass für ihn das Erwachen nach einer Notfalloperation, in der ein Riss in der Bauchaorta behandelt werden musste, einer Neu-Geburt gleichkam. Er spricht dabei nicht von einer »zweiten« Geburt, sondern von einer »dritten«, da er nach einem Unfall schon einmal eine lebensbedrohliche Verletzung erlitten hatte und in eine lange Ohnmacht gefallen war.

In ihrer Gesamtheit belegen die elf Beiträge exemplarisch, auf wie viele

unterschiedliche Weisen die Geburt unser Denken und Verhalten, ja, unser ganzes Sein nachhaltig beeinflusst. Dass die vorliegende Sammlung keineswegs den Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, versteht sich daher ebenso von selbst, wie sie sich doch zugleich als Einladung an die Leserinnen und Leser versteht, ihr gemeinsames Thema durch weitere und andere Perspektiven zu bereichern.

Literatur

Trawny, P. (2007). *Sokrates oder die Geburt der politischen Philosophie*. Würzburg: Königshausen & Neumann.

Biografische Notizen

Artur R. Boelderl, Dr. phil. habil., ist Universitätsdozent für Philosophie an der Universität Klagenfurt und Senior Scientist am Robert-Musil-Institut für Literaturforschung ebenda, Kuratoriumsmitglied des Internetportals MUSIL ONLINE und Redaktionsmitglied des *RiSS. Zeitschrift für Psychoanalyse*. Jüngste Buchveröffentlichungen: *Poetik des Widerstands* (Mit-Hrsg., 2020), *Kakanien oder ka Kakanien?* (Hrsg., 2020) und *Körperglossar* (Mit-Hrsg., 2021).

Kontakt

E-Mail: artur.boelderl@aau.at

Peter Widmer, Dr. phil., ist Psychoanalytiker in eigener Praxis in Zürich, Initiant und Mitbegründer der Zeitschrift *RiSS*, die er insgesamt 15 Jahre lang herausgab, sowie Mitbegründer des Lacan Seminar Zürich und der Assoziation für die Freud'sche Psychoanalyse. Er hatte eine Gastprofessur an der Universität Kyoto und ein Lektorat an der Columbia University New York inne und leitete mehrere einwöchige Seminare am Siavoushan-Institut in Teheran. Wichtigste Publikationen: *Subversion des Begehrens* (Turia + Kant, 1997), *Angst. Erläuterungen zum Seminar X* (transcript, 2004), *Metamorphosen des Signifikanten* (transcript, 2006), *Der Eigenname und seine Buchstaben* (transcript, 2014), *Die traumatische Verfassung des Subjekts* (Turia + Kant, 2016), *Destruktion des Ichs* (Psychosozial-Verlag, 2021), *Psychoanalyse in China* (erweiterte Ausgabe von *RiSS*, 67, Turia + Kant, 2020).

Kontakt

E-Mail: widmer.peter@gmail.com

Anmerkung über die Geburt¹

Mikel Dufrenne

Zusammenfassung: In seinem 1992 erstmals veröffentlichten Text entwirft Mikel Dufrenne in Verlängerung und Anwendung seiner seit den 1950er Jahren unternommenen Studien zum Begriff des Apriori und in kritischer Auseinandersetzung mit Sartres hegelianisierender Begrifflichkeit des An-sich und Für-sich eine Phänomenologie der Geburt, die Ansätze Merleau-Pontys bis in die Terminologie (»Fleisch«) hinein aufgreift und den transzendentalen Stellenwert der geburtlichen Erfahrung des Menschen nicht im Bewusstsein, sondern bei dessen körperlicher Existenz ausmacht. Die daran anschließenden Reflexionen über Subjekt, Welt und Natur verdeutlichen den Einsatz, der mit solchem radikalen Bedenken der Geburt nicht nur theoretisch-philosophisch, sondern auch praktisch, das heißt gesellschaftlich wie politisch auf dem Spiel steht.

Schlüsselwörter: Sterblichkeit, Geburtlichkeit, Transzendentalität, Apriori, Körper, Welt, Natur

Über den Tod hat man immer viel gesprochen; der Antihumanismus der vergangenen Jahrzehnte hat aus ihm, in dem Maße, wie ihn Heidegger inspiriert hat, ein bevorzugtes Thema gemacht. Und wenn wir nunmehr ein wenig von der Geburt sprechen? Wir werden es riskieren.

Aber es ist verführerisch, die Geburt mit dem Tod zu konfrontieren. Zweifellos stehen sie zueinander im Gegensatz: Die eine ist der Anfang, der andere das Ende – wissen, wovon? Doch sie haben einen gemeinsamen Zug: Weder die eine noch der andere werden jemals in der ersten Person erlebt; sie enthüllen sich nicht in Grenzerfahrungen, sie sind Grenzen der Erfahrung – der eine stets im Kommen in einem unbestimmten Horizont, die andere immer schon gekommen, doch verschlossen im Dunkel der

1 [Dieser Beitrag erschien unter: Dufrenne, M. (1992). Note sur la naissance. In M. Dufrenne, *L'Œuvre et le Concept*. Prétextes Olivier Revault d'Allonnes (S. 185–196). Paris: Klincksieck. Wiederabdruck (=Textgrundlage der dt. Übersetzung) in D. Noguez (Hrsg.) (1997), *Mikel Dufrenne. La vie, l'amour, la terre* (*Revue d'esthétique* 30/96, S. 81–88). Paris: Jean-Michel Place. Die Publikation der vorliegenden Übersetzung erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Herausgeberin der *Revue d'esthétique*, Carole Talon-Hugon; A. d. Ü.]

Vergangenheit. Und dennoch, obwohl sie sich gleichermaßen entziehen, stellen sie die Person infrage, die sich ihnen nicht entziehen kann. Aber die Antworten, die auf sie gegeben werden, verleihen beiden ein anderes Aussehen.

Der Tod zuerst. Er ist überall. Dass alles Lebendige durch Sterben ende, ist ein offenbar unumgängliches Naturgesetz. Doch handelt es sich dabei um den Tod im Allgemeinen, einen anonymen, unpersönlichen Tod, der das gemeinsame Schicksal darstellt, der mich aber nicht heraushebt unter all denen, die ihm geweiht sind, der nicht auf mich im Besonderen zielt, selbst wenn er mich ereilt. Mit diesem Tod habe ich nichts zu schaffen. Epikur hat es ein für alle Mal gesagt: Wenn du bist, ist der Tod nicht; wenn er ist, bist du nicht. Dieser Tod ist niemals mein Tod, es ist der der anderen, um mich herum, und wenn es mir widerfährt zu sterben, wird er für die anderen ein Tod sein, den sie registrieren, geheiligt durch das Zeremoniell, das sie organisieren. Zu welchem Zweck also mein Denken auf ihn fixieren? Der Mensch stirbt, zugegeben, welch übler Scherz aber ist es, ihm wiederholt mitzuteilen, dass er sterblich ist. Das Leben ist anfällig, sein Widerstand nicht unendlich, aber der Tod ist weder das Wesen des Lebendigen noch dessen Berufung. *Primum vivere*. Dank all jenen, die diese heilsame Rede halten. Aber sie sind selten.

Denn von allen Seiten läutet unseren Ohren die Totenglocke: *memento mori*! Eine Ermahnung, die vielen Zwecken dient, die uns aber stets dazu drängt, unseren Tod anzunehmen, uns selbst im Sterben zu beweisen. Wenn ein Stoiker sie ausspricht, lädt er uns ein, uns darauf vorzubereiten, so zu sterben, dass wir gute Figur machen, wenn der Zeitpunkt gekommen ist, dass wir diese Welt mit Anstand, Gelassenheit und Stil verlassen. Wenn ein Trappistenmönch spricht, fordert er uns auf, uns auf unsere Karriere als Unsterbliche vorzubereiten; damit man ihn für einen Punkt des obligaten Übergangs zur Ewigkeit halten kann, wird der Tod entschärft – »Tod, wo ist dein Sieg?«² –, doch muss er »gut« sein, um das Heil zu sichern. Wenn die Nachricht von einem Philosophen unterzeichnet ist – man wird hier Heidegger und Blanchot nennen –, ist sie auf gewisse Weise radikaler: Sie lädt uns ein, über den äußersten Bezug nachzudenken, den der Tod mit jedem von uns unterhält, dessen letzte Möglichkeit er ist, nach der nichts mehr möglich ist; dazu, »für« den Tod (*zum Tode*³) zu leben: Es scheint,

2 [Vgl. 1 Kor 15,55; A.d.Ü.]

3 [dt. im Original; A.d.Ü.]

dass dies der Einsatz unserer Authentizität ist und für die Schöpfer – die Dichter, die Blanchot kommentiert – der Einsatz ihrer Inspiration. Ich zitiere hier Blanchot (2012, S. 95):

»Sobald er sich, in der Gewissheit seines sterblichen Daseins, ganz und gar auf sich selbst konzentriert, ist es die Sorge des Menschen, den Tod möglich zu machen. Es genügt ihm nicht, sterblich zu sein, er begreift, dass er es werden muss, dass er zweifach sterblich sein muss, sterblich auf souveräne und extreme Art und Weise. Das ist seine menschliche Berufung. [...] [E]r [...] gibt sich dadurch die Fähigkeit zu machen und gibt dem, was er macht, seinen Sinn und seine Wahrheit.«

Für den aber, der aus dem Tod solcherart seine Arbeit macht und ihn in sich arbeiten lässt, zeigt der Tod ein anderes Gesicht. »[D]er zweifache Tod«, sagt Blanchot (ebd., S. 103, siehe auch S. 159). Denn er ist auch das Unbestimmte, Ungreifbare, zu dem kein authentischer Bezug möglich ist. Finden wir hier nicht den Tod im Allgemeinen wieder, jenen, der auf niemanden zielt und den niemand sich aneignen kann, der uns vom Sein zum Tode abbringt? Zweifellos, doch Blanchot denkt nicht daran, das auszunutzen, um den Tod frohgemut aus seinen Überlegungen auszublenden. Er erweist ihn als ungreifbar, ohne auf den Gedanken zu verzichten, ihn als meine eigenste Möglichkeit zu sehen: Seine unbegreifliche Duplizität offenbart die Tiefe des »Abgrunds«. Ein Abgrund, in dem wir herumgeistern: »[I]n ihm sterbe nicht *ich*, habe ich die Fähigkeit zu sterben verloren, in ihm stirbt *man*, man hört nicht auf zu sterben und macht dem kein Ende« (ebd., S. 159). In ihm: Da haben wir den Tod, gedacht als Mitte [*milieu*] oder besser, als Element. Muss man, statt zu sagen, dass der Tod eine im ganzen Leben gegenwärtige Bedrohung darstellt, bis zu dem Punkt, dass das Leben »die Gesamtheit der Kräfte ist, die dem Tod widerstehen«⁴, [vielmehr] sagen, dass alles Leben sich im Tod entfaltet, dass wir nur vom Sterben leben und dass es uns nur zugehört zu sterben, weil wir bereits dem Tod zugehören?

Diese Verlassenheit [*déréliction*] schlägt den freiwilligen Tod mit Nichtigkeit. Denn man könnte glauben, dass derjenige, der sich darum sorgt,

4 [Anspielung auf eine berühmte Definition des Lebens von Xavier Bichat (1799, S. 1). Lacan bezieht sich zwischen Seminar II und Seminar XXI, also über einen Zeitraum von 20 Jahren, wiederholt darauf; A. d. Ü.]

einen »wahren Tod« zu haben, einen gemeinigen Tod, sich diesen stets, statt ihn zu erleiden, aus freien Stücken selber geben kann. Nietzsche (1980, S. 93) hat das geglaubt: »*Seinen* Tod stirbt der Vollbringende, siegreich [...]« (zit. n. Blanchot, 2012, S. 123, Kursivierung M.D.⁵). Aber nein, sagt Blanchot ungefähr, das wäre zu einfach: Wer sich den Tod gibt, verfehlt ihn; er macht daraus zu viel oder nicht genug. Zuviel, insofern er der Erfahrung des Sterbens einen Endpunkt setzt, nicht genug, insofern er verfehlt, was es an Unentzifferbarem, Anonymem, Unentschiedenem gibt in diesem Tod, der nur wahr ist in dem Maße, wie ich nicht über ihn verfüge, wie auch er nicht über mich verfügt.

Diese Faszination des Todes – eines paradoxen Todes, der auf den Menschen in dem Moment verzichtet, wo dieser ihn annehmen will – mag gewisse Werke inspiriert haben, wie andernorts Thanatos mitunter Eros entstellt oder erstickt haben mag. Vielleicht aber lenkt das Nachdenken über diesen Tod zu schnell davon ab, das Leben zu denken, das das Lebendige trägt und beseelt. Die Arbeit des Negativen ist nicht die Arbeit des Todes allein, sie kann auch dort geschehen, wo das Lebendige in seinem Sein fortfährt. Und zweifellos kann sich das Sterbenwollen nur auf dem Hintergrund eines Lebenwollens herausbilden. Ja, was auch immer die Zukunft des Lebendigen sein mag: das Leben zuerst. Und der Anstoß, der ihm gegeben ist: die Geburt.

Es ist zu vielen Zeiten vorgekommen, dass der Tod dargestellt wurde – menschlicher Tod: das verwesende Fleisch, und trockener Tod: das Skelett –; man darf im Übrigen annehmen, dass das geschah, um ihn eher vertraut als faszinierend zu machen, um ihn gewissermaßen zu zähmen. Die Geburt hingegen wird niemals dargestellt. Man kann *eine* Geburt filmen, malen, sogar schnitzen, man erweckt doch niemals eine Vorstellung von *der* Geburt als einer singulären Entität, der der Mensch sich zu stellen haben wird, als eines unpersönlichen Elements, in welchem man geboren wird. Es gibt keine Geburt im Allgemeinen. Jede Geburt ist eine Geburt, die Geburt von irgend einem, einem bereits vereinzelt Individuum, bald einer Person: ein singuläres Wesen, dessen Erscheinen nur singulär sein kann, so einzigartig wie unwiderruflich.

Und doch hat diese Geburt etwas Unpersönliches oder Vorpersönliches. Denn wer geboren wird, hat mit seiner Geburt nicht zu tun wie mit

5 [In der deutschen Übersetzung des Blanchot-Textes findet sich die Kursivierung nicht, es ist daher anzunehmen, dass sie von Dufrenne stammt; A.d.Ü.]

einem zu übernehmenden Schicksal. Um von einem Menschen zu sagen, dass er geboren ist, dass er geboren werden musste, um da zu sein, dafür gibt es kein dem Wort »sterblich« entsprechendes Äquivalent, das ihn warnt, dass sein Tod unvermeidlich ist und dass er ihn sich noch dazu selbst geben kann, statt ihn zu erleiden. Niemand ist frei, geboren zu werden, niemand gibt sich die Geburt und kann sagen: Ich bringe mich zur Welt [*je nais*]. Niemand ist eingeladen, sich aufs Geborenwerden vorzubereiten, eine »gute Geburt« zu machen; noch weniger kann jemand versuchen, sie sich im Nachhinein anzueignen, indem er die Verantwortung für sie übernimmt, als ob er das hätte tun müssen, damit sie geschieht. Er kann sich allerhöchstens bei anderen über sie informieren, als über eine vollendete Tatsache. Denn sie ist unmittelbar in die Vergangenheit gekippt, sie liegt auf immer hinter ihm, ist aus dem Blick geraten, genauso wie das, was ihr folgt, die frühe Kindheit, von der ein jeder nur vereinzelte, flüchtige, konfuse Erinnerungen behält und darauf wartet, dass die anderen sie ihm erzählen. Meine Geburt betrifft mich nicht.

Die sie hingegen betrifft, das sind die anderen. Jede Geburt ist eine Geburt für die anderen. Die biologische Tatsache wird sofort eine soziale: Die Geburt wird verkündet, datiert, archiviert, das Neugeborene identifiziert, benannt, verortet. Es sind die anderen, die die Geburt als Schicksal auffassen: Gemäß dem die Gemeinschaft beherrschenden System werden sie sagen, dass das Kind nicht nur geboren ist, sondern mehr oder weniger wohlgeboren oder, im Gegenteil, von niederer Geburt. Und gemäß dem, was sie über die Eltern zu wissen glauben, die das Kind beerbt, werden sie ihm eine »Natur« zuschreiben, an deren Renaturierung oder Denaturierung durch Aufzucht und Erziehung sie arbeiten werden. Denn das Junge des Menschen kommt nicht wie ein Tier zur Welt: Als Frühgeburt ist es nur zur Hälfte geboren, und seine Geburt wird eine fortgesetzte sein. Um zur Höhe des Menschen erhoben zu werden, muss es in Betreuung genommen werden, durch seine Familie, durch die gesamte Gemeinschaft; es ist dem Empfang, der ihm zuteilwird, ausgeliefert, der Pflege, mit der es umsorgt wird, der Gefühlsatmosphäre und dem Sprachgemurmel, die es umgeben. Dieses Lebewesen, das allein nicht überleben kann, wird daher nicht aufhören, leben zu lernen.

Und dennoch ist es wohlgeboren, ein für alle Mal, zu einem bestimmten Datum. Aber genau um auf diese Weise registriert, eingeschrieben zu werden in eine Geschichte wie ein bestimmter Punkt in einer zeitlichen Abfolge, verliert die Geburt an Schärfe, sie relativiert sich in gewisser

Weise, gebunden an das, was ihr vorausgeht und was ihr folgt: Wenn sie eine Zukunft eröffnet, so geht sie auch aus einer Vergangenheit hervor. Die Geburt für die anderen erscheint auch wie eine Geburt durch die anderen. Denn dieses Neugeborene, von dem wir sagten, dass es nur zur Hälfte geboren wird, war schon zur Hälfte geboren, als es zur Welt kam: Über Monate hat es sich in der tiefsten Wölbung seiner Mutter heimlich darauf vorbereitet, das Licht der Welt zu erblicken. Die Theologen, die sich fragten, in welchem Moment eine Seele kommt, um den Embryo zu bewohnen, stellten keine so schlechte Frage: Sie suchten nach dem Datum einer wahren Geburt, wahrer als die offiziell anerkannte Geburt. Um aber so das Datum vorzuverlegen, kann man weit hinter die Empfängnis zurückgehen: keine Geburt *ex nihilo*. Das befruchtete Ei gehört einer Frau, die selbst aus einem Ei geboren wurde, das ... und so weiter. Bis wohin zurückgehen in dieser Kette? Die Theologen hatten unbekümmert deren erstes Glied bestimmt: sechstausend Jahre zurück. Die [Welt-]Gelehrten ihrerseits, wenngleich mit weniger Gewissheit, erforschen die Vorgeschichte auf der Suche nach einem ersten Menschen, dem im eigentlichen Sinn primitiven Menschen, über den die Ethnologen einen Moment lang geglaubt haben, dass sie von ihm ein in unserer Epoche vorhandenes Bild finden könnten. Was bedeutet dieses Unterfangen? Den Anfang der Menschheit suchen, das heißt in gewisser Weise, die Geburt entpersönlichen. Einem Gedankengang entsprechend, der jenem analog ist, der zur Idee eines unpersönlichen Todes führt? Ja, doch neigte dieser dazu, den Tod seiner Faszinationsmacht zu berauben; statt dass er ihn am Horizont leuchten ließe wie einen Stern, gibt er den Tod dem Nichtsinn preis, während jener es versteht, der Geburt eine erste Wahrheit zu verleihen: Die Geburt der Menschheit ist eine inaugurale Geburt, das Extrem des Möglichen, das die nachfolgenden Geburten jedes Menschenwesens möglich macht.

Aber wie dieses in tiefster Vergangenheit begrabene Aufkommen ausfindig machen? Es kann keinen Zeugen haben, weil es keinen Menschen vorab [*en amont*, »stromauf«] des ersten Menschen gibt, der daher nicht aus dem Blick geraten ist, er ist niemals gesehen worden. Worauf die Forschung beharrlich abzielt, ist nach wie vor eine Geburt für die anderen: doch für diese Forscher selbst, die sich selbst im Hernach [*en aval*, »stromab«] verorten, und ohne je einen radikalen Anfang finden zu können. Letztlich geht diese Forschung nicht gegen den Lauf der Zeit, um sich in der Vergangenheit einzurichten, sondern um ihm aufs Neue zu folgen: Der erste Mensch hat Sinn nur als Funktion des zweiten, um eine Geschichte in die